

Stille Nacht

Lautlos

Von inkheartop

Musik, nur wenn sie laut ist

Stille Nacht

Zu Weihnachten ist es still bei uns. Keine Musik, kein Geräusch, das die Stille durchbricht. Dafür blitzt und blinkt es überall, dafür hat Papa im ganzen Haus Lichterketten und Strohsterne verteilt.

Glänzende Weihnachten.

Jedes Jahr.

Stille Weihnachten. Jedes Jahr. Tonlos.

Bis ich meine Anlage voll aufdrehe und die *Toten Hosen* durch das Haus hämmern. Es interessiert niemanden, niemand. Erst der wummernde Bass bringt die Wände zum Zittern und Mama reißt die Tür zu meinem Zimmer auf.

Zuerst sehe ich ihre wütenden Augen, dann fliegen ihre Hände durch die Luft. So große so schnelle Bewegungen, ich kann ihr kaum folgen. Irgendetwas von Nachbarn und Spinnst du und viel. zu. laut.

Ich verstehe sie nicht.

Sie versteht mich nicht und sie soll mich auch nicht verstehen.

Also fange ich an zu schreien. Es ist unfair. Was soll's.

„Du hast doch keine Ahnung“, rufe ich, schnell und zornig. Mein Mund verzerrt sich und sie kann mir nicht mehr folgen, als ich schreie: „Ich *hasse* euch.“

Weil sie mich nicht versteht, bereue ich es auch nicht. Aber ich sage auch noch mehr Sachen, schlimmere, die ich nicht aufzuschreiben wage und ich bin mir ziemlich sicher, dass sie es geschafft hat, das Wesentliche von den Lippen abzulesen.

Plötzlich wird Mamas Gesicht ganz ruhig. Und ihre Hände formen Worte, die ich nicht verstehen *will*.

Ich sehe weg.

Und hinter meiner Mutter knallt die Tür ins Schloss. Nur ich kann es hören, nur ich zucke deswegen zusammen, nur ich.

Ich drehe die Musik leiser.

Es ist nicht einfach, das einzige hörende Kind in einer nichthörenden Familie zu sein. Mama und Papa und mein kleiner Bruder Benjamin.

Wenn Mama gute Laune hat, bin ich ihr „Wunder“.

Im Moment wäre ich eher der Fluch.

Es ist nicht einfach, für niemanden von uns. Besonders jetzt, wenn Weihnachten ist und ich mir CDs wünsche, was meine Eltern nicht verstehen können. Oder wenn ich einen Film im Fernsehen nicht sehen darf, weil er keine Untertitel hat.

Und wenn Ben mich fragt, welches Geräusch fallender Schnee hat, weiß ich keine Antwort und er kann nur mich fragen.

Ben ist sechs Jahre jünger als ich. Ich glaube, meine Eltern haben viel Mut gebraucht, noch ein Kind zu bekommen, egal ob hörend oder nicht. Dann war Ben da gewesen und er war *zu früh*. Ganz schrumpelig und ein bisschen blau und schimmernd.

Gehörlos.

Noch ein Wunder, eines der anderen Art, aber ein Wunder.

Benjamin bedeutet *Glückskind*.

Ich wage mich raus auf den Balkon, habe eine Decke um mich gewickelt, aber ich friere trotzdem. Schneeflocken stauben mir ins Gesicht. Schneeflocken und jetzt doch ein bisschen schlechtes Gewissen.

Oft schreie ich meine Eltern nicht an. Aber zurzeit. Zurzeit ist es schwierig und ich bin siebzehn und in dem Alter sind Erwachsene sowieso immer der Feind. Oder nicht?

Es ist schwierig, verdammt.

Plötzlich tippt mich ein kleiner, unschuldiger Finger in die Seite.

„Habt ihr euch gestritten?“, fragt Ben, fragt Bens Hände und er sieht aus großen, großen blauen Augen zu mir auf. Er ist klein für sein Alter.

Ich schüttele den Kopf. Nicke. Und schüttele wieder den Kopf. Dann wende ich mich schlicht und einfach ab. Schau wieder in den Winter, anstatt in Bens Gesicht und auf seine redenden Hände.

Es ist so einfach, Gebärdensprache nicht zu hören.

Ben ist klein für sein Alter. Aber er macht es wett mit Hartnäckigkeit und Stolz und einem Realismus, der für einen Elfjährigen erschreckend ist.

Er zieht mir die Decke von den Schultern, mit einem Ruck. Und seine Hände fliegen.

„Könnt ihr euch nicht einmal vertragen, zumindest an Weihnachten?“

„Ben“, seufze ich und mache gleichzeitig schon fast automatisch die Gebärde für seinen Namen. „Das ist nicht so...“

Er hält einfach meine Hände fest und sieht mich an. Nicht wütend. Aber herausfordernd.

„Ben“, sage ich wieder.

„Was ist los?“, fragt er. Auf seine Hände fällt Schnee und schmilzt, bevor er ihn überhaupt bemerken kann. „Ist es wegen der Party?“

Erstaunlich, was kleine Brüder so alles mitbekommen.

Ich muss lächeln und schüttele den Kopf. „Nein, nicht wegen der Party. Das geht klar, dann geh ich eben an Silvester...“

Meine Hände zögern. Soll ich ihm sagen, dass ich Silvester nicht bei ihm sein werde? Zum ersten Mal? Dass ich auch Weihnachten eigentlich lieber mit meinen Freunden, meinen hörenden Freunden, verbringen würde?

Wahrscheinlich weiß er es sowieso längst.

Ich versteh mich nicht besonders gut mit meinen Eltern, weil sie mich nicht verstehen. Aber Benjamin. Aber Ben.

Mein kleiner Bruder, der blaue Augen und strohblondes Haar hat, wie meine Eltern. Der mit den Händen spricht wie sie. *Stumm*.

Wenn ich es nicht besser wüsste, ich würde sagen, ich wäre adoptiert.

Wieder fragt Ben: „Was ist los?“

Jetzt zucke ich nur mit den Schultern. Sprachlos. Ohne Worte.

Ben stellt sich neben mich an die Brüstung und wickelt die Decke irgendwie um uns beide. Wir sehen auf die verschneite Straße. Der Himmel ist grau wie ein Kieselstrand, zerzaust wie Wolfshaar. Kalt.

Eine ganze Weile stehen wir nur da, starren in den Winter, in das Weihnachtswetter und nichts spricht, nichts bewegt sich außer dem fallenden Schnee im Wind. Und ein paar Krähen über den Dächern.

Ja, was ist eigentlich los?

Ich vergrabe die Hände in den Hosentaschen, lehne mich gegen das Geländer.

Weihnachten ist eine ruhige Zeit, eine besinnliche, stille Zeit. Still. Aber wenn jeder Tag still ist, dann ist Weihnachten nichts Außergewöhnliches mehr.

Keine Lieder. Und nur ich höre das Klappern der Schüsseln, wenn Mama Kekse backt. Nur ich höre das Rumpeln der Spülmaschine und nur ich – *nur ich, verdammte Scheiße* – will singen.

Ich behaupte nicht, dass ich besonders gut wäre.

Aber irgendwie gehört es doch dazu. Es gehört doch dazu, zu Weihnachten, oder?

„Weißt du“, wende ich mich wieder Ben zu. Zögernd, meine Finger, mein Gesicht zögern und die Gebärden kommen nur langsam aus mir heraus. „Für euch ist die Welt geräuschlos. Für mich nicht.“

Ben hebt die Augenbrauen. Wartet, dass da noch mehr kommt, denn. *Herrje*, als wisse er das nicht schon.

„Ich liebe Musik“, sage ich. Vorsichtig.

Mein Geheimnis.

Verrückt. Eigentlich ist das etwas ganz Alltägliches. Für alle meine Freunde ist Musik so *normal*, für sie gehört Musik dazu.

Für meine Eltern nicht. Sie sind beide von Geburt an gehörlos, sie *kennen* es nicht anders. Sie kennen nur die Stille.

„Musik“, sage ich und plötzlich zittern meine Hände vor Begeisterung, „ist das Tollste auf der Welt.“

Ben sieht mich lächelnd an, aber in seinen Augen liegen Fragen. Verständlich.

Unverständlich. Ich will nicht, dass er ohne Musik lebt, ich will nicht, dass er dieses *Gefühl* verpasst.

Ich will nicht, dass er mich auch nicht versteht.

„Musik ist wie eine Welle und sie trägt dich. Sie trägt dich bis zum Mond und weiter. Und manchmal, da kommt ein Sturm und wirbelt dich herum. Und manchmal... sind die Töne wie Tannennadeln, die in deine Ohren pieksen.“

Ben lacht.

Das Lachen eines Taubstummen – ich mag das Wort nicht, niemand hier mag es, denn es ist falsch, stumm bedeutet, nicht sprechen zu können, taub, nichts zu verstehen, tse. Das Lachen eines Gehörlosen ist ein bisschen seltsam. Es ist eher ein Glucksen, als ein richtiges Lachen, eher ein Aneinanderreihen von Vokalen, die nicht im Alphabet vorkommen.

Ich liebe Bens Lachen.

Irgendwann schreibe ich ein Lied darüber.

„Das hört sich toll an“, sagt Ben und lacht wieder.

Mein Herz klopft heftig, als er das sagt. Ich nehme seine Kinderhand und lege sie auf meine Brust, kurzentschlossen.

„Spürst du das?“, sage ich. „Mein Herzschlag. Das ist die Trommel in uns, das Schlagzeug.“

Bens Augen sind groß und blau und strahlend. Er nimmt die Hand von meiner Brust.
„Fühlt sich so Musik an?“
„Besser“, sage ich.
Ben lacht.

Dann sehen wir wieder in den Schnee hinaus. Bis es dunkel wird und wir uns den Arsch abfrieren. Und noch länger.

Am Himmel blitzt ein Flugzeug auf.

„Sag mal“, meint Ben plötzlich und seine blauen Lippen sagen, dass wir eigentlich ganz dringend rein sollten.

Aber es ist so schön hier draußen. Es ist schön und die Stille stört nicht. Denn es ist unsere Stille, und wenn gerade kein Auto vorbeifährt, stelle ich mir vor, dass die Welt für Ben sich so anhören muss.

Fallender Schnee. Das ist seine Musik.

Hier draußen sind wir gleich.

„Sag mal“, wiederholt Ben und stößt mich an. „Wie hören sich Sterne an?“

Ich grinse. „Wie Lachen.“ Dann hebe ich ihn vom Boden, wirbele ihn herum und wir lachen. Zusammen.

Hören uns gleich an.

Und doch ganz anders.

Ich will Musik machen. Später. Ich will Lieder, laute Lieder voller Bass, damit Ben sie spüren kann. Damit sein Herz Schlagzeug spielen lernt.

Und an Weihnachten wird er die Musik aufdrehen und tanzen und lachen. Ein Stern, der vom Himmel fällt.